

gerade Schleusingens als meiner neuen Berufsstätte: denn einen lieblicheren und deutscheren Ort des Wirkens kann ich mir nicht wünschen; Dank endlich für die herzlichen und Richtung gewährenden Einführungsworte, die Sie mir mit auf den Weg gegeben haben. Ich weiss wohl, dass nicht Worte sondern Werke der rechte Ausdruck des Dankes sein sollen; ich weiss auch, dass Ihre gütige Nachsicht zunächst den guten Willen für die That nehmen muss; aber dass ich Ihnen bald und dauernd den rechten Dank abstaten kann, dazu erlebe ich mir von Oben Gesundheit und Kraft des Leibes und Geistes, Einsicht und Weisheit und gnädiges Gelingen auf allen Pfaden, zum Segen dieser altherwürdigen Anstalt, zum Segen ihrer Lehrer und Schüler!

Das walte Gott!

Über das geschichtliche Wachstum der deutschen Vaterlandsiebe.

(Festrede zu Kaisersgeburtstag.)

Hochverehrte Festversammlung!

Wir feiern heute Königs- und Kaisersgeburtstag. Von den Dächern wehen die Fahnen herab, die Werktagsarbeit ist verstummt, die Schulen sind geschlossen; in sonntäglichem Anzug und feierlichem Aufzuge sind Schulen und Vereine, Jung und Alt zur Kirche geströmt, um dem himmlischen Vater mit Dank und Fürbitte den erlauchten Herrscher ans Herz zu legen, und wie dort des Geistlichen berufener Mund der Dolmetsch der Gefühle der Gemeinde gewesen, so heischt diese der deutschen Jugend geweihte Stätte einen besonderen Ausdruck dessen, was heute die Herzen der Lehrer und Schüler, ihrer Angehörigen und Freunde bewegt.

So ist es hier Sitte, so ist es Brauch allüberall in Preussen und Deutschland, so ist es in Preussen seit Menschenaltern gewesen: Königs- und damit zugleich seit 27 Jahren, Gott sei Dank, Kaisersgeburtstag ist ein Volksfest in wahren und schönem Sinne. Wer noch daran zweifelte, der erinnere sich an unseres ehrwürdigen ersten deutschen Kaisers 90ten und noch jüngst an seinen 100ten Geburtstag, dessen grossartige Feier das deutsche Volk dankerfüllt seinem grossen Toten darbrachte. Ganz Deutschland glich damals einem in Millionen Freudenlichtern prangenden Festsale, das ganze Volk — trotz der Sozialdemokraten — einer von einem Gefühle herzlicher Liebe getragenen Festgemeinde.

Aber — so kann man fragen — gilt diese deutsche, zu einem Volksfeste erweiterte Kaisersgeburtstagsfeier lediglich der Person des Herrschers? Kommt in ihr nur zum Ausdruck, was unsere Unterthanentreue an gehorsamer Ergebenheit, was die persönlichen Gaben und Verdienste des Fürsten an Bewunderung und Dankbarkeit fordern? Mit nichten! Selbst bei Kaiser Wilhelm I., dem Gründer des deutschen Reiches, dem Helden und zugleich dem Vater unseres Volkes, ist dies nicht der Fall. Noch einer grösseren Macht als der Person des Monarchen weihen wir an seinem Geburtstage unsere Begeisterung, unsere Liebe, unsere Gebete: Das ist das Vaterland. Die Kaisersgeburtstagsfeier ist zugleich eine Vaterlandsfeier, und nur weil sie dies ist, kann sie ein Volksfest von solchem Umfange und solcher Wahrheit sein.

Heil uns Preussen, und Heil uns Deutschen, dass wir in den Hohenzollern ein Herrschergeschlecht besitzen, das schon seit Jahrhunderten uns berechtigt in ihm die kraftvolle Verkörperung des Vaterlandes zu sehen! Heil uns, dass zwischen dem weiten Begriffe des Vaterlandes und dem engeren des Monarchen fast immer eine solche Übereinstimmung bestanden hat, dass der eine ohne weiteres in den anderen aufgeht, dass, wenn wir nach einer Veranschaulichung der ungeheueren, fast unfassbaren Vaterlandsidee suchen, uns unwillkürlich die Gestalt unserer Könige vor Augen tritt, in denen der Vaterlandsgedanke seine vornehmsten Schützer und seinen edelsten Ausdruck findet. Der Grundsatz, den, sogar noch in einer Epoche fürstlicher Selbstherrlichkeit, der grösste Hohenzoller, Friedrich der Grosse selbstlos und schlicht ausgesprochen hat: Ich bin des Staates erster Diener! ist der Leitstern aller echten Hohenzollern gewesen, und auch unser jetziger Kaiser hat sich durch Wort und That zu ihm bekannt. So treffen wir gewiss seine Herzensmeinung, wenn wir heute an seinem Geburtstage uns mit der idealen Macht beschäftigen, als deren berufener menschlicher Vertreter er uns erscheint: mit unserem grossen, herrlichen deutschen Vaterland.

Gottseidank, wir besitzen heute ein grosses, herrliches Vaterland, gross an Umfang und Macht, herrlich an Ansehen und Ruhm, reich an inneren Gütern. Wir besitzen und geniessen heute das Ergebnis eines jahrtausendlangen, leidensvollen Ringens und Sehns, und von der sonnenglänzenden Höhe unserer gegenwärtigen Nationalgrösse lassen wir gern unsern sinnenden Blick rückwärts schweifen in das gewundene und oft düstere Thal unserer nationalen Vergangenheit, uns zugleich zu stolzer Freude wie zu ernster Mahnung.

Aber diese der Geschichte des deutschen Reiches geltende Betrachtung, die schon oft angestellt ist, soll nicht unser heutiges Geschäft sein. Neben dem grossen Vaterlande, das uns alle umgibt mit der Fülle seiner Gaben, besitzen wir in uns noch ein Abbild desselben, gewissermassen ein inneres Vaterland, das ist die Vaterlandsliebe, die in jedem echten deutschen Herzen als reine Flamme glüht. — Denn was ist Vaterland anders als die Gesamtheit der nationalen Güter und Kräfte?! Und was ist die Vaterlandsliebe anders als das Bewusstsein oder wenigstens das Gefühl von diesen nationalen Gütern, die das Vaterland in sich enthält, und die aus innerer Zugehörigkeit entspringende herzliche Neigung für sie?! Natürlich ist dies Abbild abhängig von seinem Urbild. Wo keine Vaterlandsgüter vorhanden sind, kann auch keine oder nur kümmerliche Vaterlandsliebe gedeihen; und andererseits, je reicher und inhaltvoller sich das Vaterland entwickelt, um so wärmer und vielseitiger kann sich auch das Nationalgefühl entfalten.

Ist so die Vaterlandsliebe abhängig von der Beschaffenheit des Vaterlandes, so ist damit erwiesen, dass auch sie ihre Geschichte hat, nicht minder, wie das Vaterland selbst. Wie das deutsche Reich sich gewandelt hat in seinen geschichtlichen Formen und seinem Inhalte, wie es von unvollkommeneren und dürftigeren Gestalten erst allmählich fortgeschritten ist zu dem Reichtum und der kräftigen Gesundheit seines heutigen Wesens, so auch die deutsche Vaterlandsliebe. Indessen man würde doch irren, wollte man die Geschichte des äusseren Vaterlandes und die der Vaterlandsliebe ohne weiteres parallel setzen. Man verkenne den Unterschied zwischen beiden nicht: die Vaterlandsliebe ist eine lebendige, rein geistige Macht, die ihren Sitz im Geist und Gemüt des Menschen hat; das Vaterland aber ist eine aus vielen — zum teil äusseren — Elementen zusammengesetzte Grösse, deren Schicksal von äusseren Elementen bedingt wird.

Infolgedessen geniesst die Vaterlandsliebe gegenüber dem Vaterlande den Vorzug alles Geistigen gegenüber dem Materiellen: den Vorzug des beweglicheren und schwerer zerstörbaren Lebens. Hie und da kann das Nationalgefühl erstarken und sich innerlich bereichern, ohne dass gerade die gleichzeitige politische Gestaltung des Vaterlandes den Anstoss dazu gegeben hätte oder denselben Aufschwung nähme; ja es kann vorkommen, dass das äussere Vaterland in Stücke zerschlagen wird durch feindliche Übermacht, aber die Vaterlandsliebe bleibt unverletzt, ja sie vermag zu um so grösserer Kraft aufzuflammen, je schimpflicher sein äusseres Objekt niedergetreten ist, und dann dreht sich oft das Verhältnis zwischen beiden um: aus der Folge wird die Ursache; durch die Macht der Vaterlandsliebe wird das Vaterland errettet, aus dem inneren Vaterlande so das äussere wiedergeboren. Hierfür bietet auch die deutsche Geschichte schöne Beispiele.

Mit der Geschichte von dem inneren Wachstume der deutschen Vaterlandsliebe wollen wir uns heute beschäftigen. Wir setzen uns dabei die Aufgabe nachzuweisen, in welcher Reihenfolge dem deutschen Volke seine nationalen Güter und Schätze nach und nach zum Bewusstsein gekommen sind, und in welchem Masse dementsprechend die Vaterlandsliebe an innerem Gehalte gewonnen hat. Da es sich dabei um eine jahrtausendlange Entwicklung handelt, so erheischt natürlich die kurze Spanne einer Festrede starke Beschränkungen. Nur um eine Skizze in grossen Zügen kann es sich handeln, und als Zeugen für Mass und Inhalt des Nationalgefühles in den einzelnen Epochen können wir nur die Männer aufrufen, die als die wichtigsten Dolmetscher des deutschen Volkes angesehen werden müssen, nämlich seine Dichter und Schriftsteller; von ihnen aber heben wir wiederum nur diejenigen heraus, die das Nationalgefühl wahrhaft gefördert haben durch Hinweis auf ein bisher unbewusst gebliebenes Gut unseres National-schatzes.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst unsere Urahnen, als sie an der Schwelle der christlichen Zeitrechnung zuerst in der Geschichte der Menschheit auftauchen. Als ein herrliches Geschlecht treten sie uns entgegen. Hochgewachsen, von gewaltigem Gliederbau und behender Kraft, mit langem Blondhaar und trotzig leuchtenden, blauen Augen verrieten sie schon durch ihr Äusseres, welche Heldenseele in ihnen lebte. Und mit ihrer ungestümen Tapferkeit — dem gefürchteten *furor teutonicus* — einten sich schöne Vorzüge des Charakters: Treue gegen Gefolgs-herrn und Genossen bis zum Tod, Wahrheitsliebe ohne Falsch und Verstellung, Grossherzigkeit gegen Fremde, Ehrerbietung gegen die Frauen, Menschlichkeit gegen die Sklaven, und tief verhüllt in Mannhaftigkeit weiche Gemütstiefe. Und den Männern entsprechen die Frauen an Wuchs, Herzhaftigkeit, Treue, Keuschheit, Ehrgefühl. In seiner *Germania* entwirft uns der grosse römische Geschichtsschreiber Tacitus dieses schöne Charakterbild, oft mit verhaltener Wehmut im Hinblick auf die Entartung seines eigenen Volkes. Wäre er ein Deutscher, so läge in seinem köstlichen Werke der reichste Ausdruck lebendigen Nationalstolzes, d. h. der Vaterlandsliebe vor. Aber er ist ein Ausländer; und wie wohl ein Erwachsener ein Kind in seinen reizenden Vorzügen schildert, ohne dass es selbst eine Ahnung von diesen Vorzügen hat, so geschieht es hier mit den Germanen, den grossen Kindern jener Zeit. Denn sie selbst haben nur ganz geringe Ansätze von Nationalgefühl. Das grosse Volk ist zersplittert in viele kleine Stämme, die sich untereinander wie Volksfremde befehden und schwächen. Nur die dunkle Sage von einer gemeinsamen göttlichen Abkunft giebt den Schatten eines Einheitsgedankens.

Ohne Bewusstsein von den grossen Gaben, die gerade ihrem Volkstum das gütige Geschick verliehen, leben sie dahin; und auch kein Band der Liebe verbindet sie mit dem Lande, das sie geboren und gekräftet hat. Leichterzigt und gern lassen sie ihre Heimat mit ihrem rauhen Klima und düsteren Wäldern und ziehen in die sonnigen, fruchtstrotzenden Lande des Südens, um dort zu geniessen, aber freilich geniessend zu verderben. Und doch hätte gerade das Schicksal der heimatflüchtigen Genossen die Zurückbleibenden den Wert und die Bedeutung des vaterländischen Bodens lehren können. Seine Kinder und Geschöpfe waren sie, aus seiner rauhgesunden Beschaffenheit stammte ihr starkes Wesen, und wie der deutsche Waldbaum nur in Deutschland zu kraftvoller Schönheit aufwächst, verpflanzt in die heisse Luft des Südens aber verkümmern muss, so konnten die Germanen ihre Eigenart und Stärke auch nur bewahren auf dem Mutterboden des Vaterlandes. Nur eine Seite des Nationalbewusstseins war auch bei den alten Germanen schon vorhanden: Sie feierten ihre Helden, zu eigener Anfeuerung, in Liedern wie auch der Cherusker Hermann, der erste tragische Volksheros der Deutschen, in Gesängen fortgelebt hat. So erkannten sie wenigstens die männliche Tapferkeit in heldenhafter Verkörperung als ein hohes Volksgut an, auf das sie stolz waren; und dieser Stolz auf Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit ist durch die ganze Geschichte des deutschen Volkes hierdurch eins der bedeutungsvollsten und berechtigtesten Elemente der deutschen Vaterlandsiebe geblieben.

Die folgende Periode der Völkerwanderung zeitigte zwar gewaltige Recken, die wie Theodorich der Grosse, von der treuen Volkssage erfasst, zu ewigen Typen deutscher Heldenherrlichkeit sich ausbildeten; aber der Sturm und Drang dieser wilden Epoche war zu gross, als dass sich das Nationalgefühl hätte innerlich weiter entwickeln können. Erst als der Frankensstamm sesshaft und weitgebietend geworden, und als sich aus dem Weltreich Karls des Grossen ein Deutschland als eine nationale Besonderheit losgelöst hatte, da war dem deutschen Nationalgefühl Raum gegeben sich zu entfalten und sich zur Vaterlandsiebe zu steigern.

Und wirklich begegnet uns in dieser Zeit ein bemerkenswerter Ausdruck von Vaterlandstolz bei einem Manne, bei dem man ihn kaum suchen würde, bei dem Weissenburger Mönche Otfrid, dem Verfasser des berühmten Gedichtes: Krist. Indem er die Neuheit seines Unterfangens das Leben Christi in deutscher Zunge darzustellen, rechtfertigen will, preist er die kühne Stärke seiner Landsleute, die fähig sei den Erdkreis zu unterwerfen; er preist ihre Klugheit und Geschicklichkeit zu allerlei Werken des Lebens; er rühmt das Treuverhältnis zwischen Herrscher und Mannen; ja er ist der erste, der auch das deutsche Land lobt, da sein Boden fett an Früchten, seine Berge und Flüsse reich an Edelmetallen seien. Sogar ein bescheidener Stolz auf die Sprache seines Landes klingt mit. Welcher Fortschritt der Vaterlandsiebe bei diesem alten Mönche; welche wichtigen Elemente unseres Nationalschatzes sind bei ihm in das Licht des Bewusstseins getreten, da er neben der Tapferkeit auch die Charaktertreue, neben der Kriegstüchtigkeit auch die geistige Begabung des Volkes, und dazu noch Sprache und Land zu würdigen weiss! Und anderseits doch welche ungeheure Beschränkung gegenüber unserem heutigen Nationalgeföhle! Denn den höchsten Ruhm sieht er noch darin, dass sein Volk von Alexander dem Grossen und den Macedoniern abstamme, seine Muttersprache setzt er ausdrücklich weit unter die der Griechen und Römer, an dem Vaterlande weiss er nur zu schätzen, dass es einen reichlichen Unterhalt gewähre, von der Bevölkerung hebt er nur die

Männer hervor, und schliesslich erstreckt sich sein ganzer patriotischer Hymnus nicht auf das ganze Volk, sondern lediglich auf den Stamm der Franken — ganz natürlich bei dem scharfen Gegensatze, der zwischen den gewaltsam herrschenden Franken und den widerwillig gehorchenden übrigen deutschen Stämmen bestand.

Aber die politische Entwicklung Deutschlands schritt vorwärts. Kraftvolle Kaiser überwandten bis zu einem gewissen Grade die Stammeszerklüftung; und in ihrem Bestreben das Idol eines römischen Weltreiches deutscher Nation zu verwirklichen, schufen sie dem deutschen Volk viele Gegner, aber zugleich reiche Gelegenheit, ihre altbewährte Nationaltugend, die Tapferkeit und Kriegsgewalt gegen die Nachbarvölker überlegen zu beweisen. In wirkungsvoller Weise spiegelt sich der diesen Erfolgen entsprechende Nationalstolz im Osterspiel von Tegernsee: Vom Antichrist aus dem 12. Jahrhundert. Nicht bloss, dass in ihm die Deutschen, geführt von ihrem Heldenkaiser (Friedrich Barbarossa), alle Völker der Welt zum Tribut zwingen, sondern als sogar der Antichrist, der Genosse des Teufels, naht, um sein Reich auf Erden auszubreiten und nach Bewältigung der übrigen Völker die Deutschen erst durch Bestechung gütlich, dann durch Waffendrohung gewaltsam zu gewinnen sucht, da greifen die Deutschen mutig an und überwinden den Bösen, so recht im Sinne der Lutherschen Kampfesfreude gegen den Teufel und in Bestätigung des berühmten Bismarckschen Wortes: Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt — selbst den Teufel nicht, könnten wir nach diesem Drama hinzufügen.

Aber dieses prächtige Schauspiel ist noch lateinisch geschrieben, und sein Verfasser, wahrscheinlich ein Geistlicher, unbekannt. — Nicht viel später erst erstand dem deutschen Volke sein erster wahrhafter Vaterlandssänger: Walther von der Vogelweide. Auch als Dichter zarter Minne und jauchzender Frühlingslust ist dieser liebenswürdige und männlich-charaktervolle Ritter weitaus der grösste seiner Zeit; aber als patriotischer Dichter ist er ganz einzig, mag er mit zornmutigen Hieben päpstliche Anmassung treffen, mag er mit anmutigen Strichen deutsche Königsherrlichkeit, verkörpert in dem männlich-vornehmen König und seiner edel-reizenden Königin, schildern, mag er mit volkstümlicher Kraft die Deutschen an ihren Nationalfehler, die Uneinigkeit, mahnen, oder mit jubelnder Eindringlichkeit die Vorzüge deutschen Wesens preisen! Nach zwei Seiten prägt sich der Fortschritt seines Nationalgefühles gegenüber Otfrid am deutlichsten aus. Wie er selbst von Stamm zu Stamm, von Fürstenhof zu Fürstenhof wanderte, so hat er den Gegensatz der deutschen Stämme in sich völlig überwunden. Er fühlte sich der Gesamtnation zugehörig, und seine Poesie erscholl dem ganzen deutschen Volk:

von der Elb unz an den Rin
und hernider unz an Ungerlant.

So war er der erste deutsche Nationaldichter.

Und sein zweites grosses Verdienst: War vor ihm nur der deutsche Mann Gegenstand nationalen Ruhmes gewesen, so entdeckte er als nationales Gut: Die deutsche Frau. Schon andere Dichter vor und neben ihm hatten die Frau besungen; aber sie ahmten ausländischen Mustern nach, und was sie priesen, war das Weib an sich als allgemein menschlicher, gewissermassen internationaler Begriff. Walther aber war der erste, der die deutsche Frau in scharfen Gegensatz stellte zu den Frauen des Auslandes und sie in ihrer nationalen Eigenprägung verherrlichte. In seinem berühmten Liede: ‚Jr sult sprechen willekomen‘ verkündet er:

Ich wil tiuschen frowen sagen
solchiu maere, daz si deste baz
Al der werlte suln behagen!

Auch die deutschen Männer lobt er: ‚Tiusche man sint wol gezogen‘ aber die deutsche Frau hebt er über sie und geradezu in den Himmel hinein: rehte als engel sint diu wîp getân.

Und worin findet er die eigentümlichen Vorzüge der deutschen Frau? Nicht in dem vergänglichen Glanze äusserer Schönheit, mit deren Preis sich so mancher Dichter seiner Zeit begnügte, sondern in den Charaktervorzügen, die gediegen wie Gold und unvergänglich sind: in der deutschen Zucht, der edlen Sitte, der Reinheit und Treue ihrer Liebe:

Tugent und reine minne
Swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil:

und so schliesst er denn mit dem jubelnden Wunsche:

lange müeze ich leben dar inne!

Indem er so für das Bewusstsein seiner Hörer die deutsche Frau dem Diadem unserer Nationalgüter einfügt, wie hat er damit unseren Vaterlandsstolz bereichert, unsere Vaterlands-
liebe erst so recht berechtigt gemacht!

Mit Walther von der Vogelweide war ein Höhepunkt unseres Nationalgefühles gewonnen, der kaum erreicht, leider auch schon überschritten war. In der dunklen Epoche vom 13.—15. Jahrhundert gab das deutsche Volk fast alles preis, was es an nationaler Einheit und Macht, an Geisteskultur und Wohlstand errungen hatte; und damit ging ihm auch das Bewusstsein seines Eigenwertes fast bis auf den letzten Rest verloren.

Da kam die Reformation, unstreitig von allen Grossthaten der deutschen Nation die grösste und deutscheste. Geboren aus der Tiefe des deutschen Gewissens und aus dem echt germanischen Zug zur Selbständigkeit des Individuums gegenüber fremdwilliger Bevormundung und Dressur — hier in den heiligsten Fragen der Menschheit — hat sie das deutsche Volk selbst wieder geboren zu seiner ursprünglichen Kraft und es befähigt zu der unvergleichlichen Geistesmission, die es seither in der Kultur durchgeführt hat. So ist es denn nicht verwunderlich, dass in jener Epoche gewaltigen Geisteskampfes des ehrlichen Deutschtums gegen Papst- und Romanentum ein mächtiger nationaler Hauch durch die deutschen Lande zieht, der vor allem von den Häuptern der Bewegung ausgeht. Mag man von den Stimmführern hören, wer es sei: Hans Sachs, den biedereren Schuhmachermeister und zugleich den hochbegabten und behaglichen Liebling der Musen, der für den Bürgerstand das Wort führt, oder Ulrich von Hutten, den geistesscharfen Ritter unter den Vorkämpfern für religiöse Freiheit, oder Fischart, den sprachgewaltigen Satiriker unter den Protestanten, überall weht einem wie Frühlingswind die urkräftige Freude an dem wiedergefundenen Deutschtum in seiner tapferen Eigenart und gemühtiefen Zuverlässigkeit entgegen, und aus dem Bewusstsein dieses nationalen Eigenadels erwächst ihnen die Kraft zu den wuchtigsten Hieben gegen Papisten und Römlinge. Und merkwürdig zu dieser frohen Belebung des Nationalgefühles verhalf ihnen ein gewichtiger Zeuge gewissermassen aus dem Gegenlager, ein Römer, und zwar kein geringerer als jener Tacitus, der einst der deutschen Eigenart ihr hohes Lied gesungen hatte. Damals nämlich wurde seine Germania aus dem Schutt des Altertumes ausgegraben

und verbreitet; und in dem Bilde ihrer Vorfahren trat den staunenden Deutschen ihr eigenes Wesen in Vorzügen und Fehlern erhebend und mahnend entgegen. Hutten zumal hat dies von Römerhand gezeichnete Bild tief in sein Herz genommen; in seinen Schriften erscheint er bei der Schilderung der deutschen Tapferkeit und Kriegsgewalt, ihrer Abhärtung und Einfachheit, ihrer Treue und Keuschheit (aber auch ihrer Fehler: der Trunk- und Spielsucht) wie ein zweiter Tacitus. Freilich besteht ein grosser Unterschied: Tacitus war ein Fremder, Hutten ein Deutscher; in dem Munde jenes war das Lob der Germanen nur ein Zeugnis internationaler Wissenschaftlichkeit, in dem Munde Huttens aber ist es Nationalgefühl.

Sie alle aber, die gleichstrebenden Genossen überragt um Haupteslänge, wie an Geistes- und Charaktergewalt, so an Tiefe der Vaterlandsliebe ihr Herr und Meister Luther; und, um gleich auf das für unseren Zweck Wesentliche zu dringen: er ist auch der einzige, der das Nationalgefühl um einen Schatz wahrhaft bereichert hat, nämlich um das Bewusstsein von der Herrlichkeit der deutschen Sprache.

Otfrid hatte, wie wir sahen, der fränkischen Zunge ein schüchternes Lob gewidmet. Die grossen deutschen Dichter des Mittelalters aber, auch Walther von der Vogelweide, hatten die formenschöne und damals auch schon biegsame deutsche Sprache kunst- und wirkungsvoll gebraucht, wie ein Ritter sein Schwert, ohne sich aber der Trefflichkeit der Waffe recht bewusst zu werden. Dann aber in der allgemeinen Verrohung Deutschlands ward auch diese Waffe stumpf und rostig, und da als Folge inneren politischen Zerfalls die Dialekte die schon halb errungene Allgemeinsprache überwucherten, war aus dem glänzenden Schwerte, das der Gesamtnation zu dienen begonnen hatte, ein Stück Hausgerät zum täglichen Gebrauche jedes einzelnen Stammes geworden. Nun kam Luther, und bei seinem heissen Bemühen, die Heilige Schrift seinem ganzen Volke durch Übersetzung zugänglich zu machen, drang er, der Bergmannssohn, tief hinein in die Schachte der deutschen Sprache, und vor seinem staunenden Auge enthüllten sich nun ihre wunderbaren Schätze: ihre Kraft und ihre Weichheit, ihre ernste Schwere und ihre zum Herzen sprechende Traulichkeit. Und nun offenbarte er den Zeitgenossen seinen köstlichen nationalen Fund, indem er schöne Worte über Wesen und Wert der deutschen Sprache sagte. Bekannt ist sein gemütvolltes Urteil über das Wort: lieb. Den Engelsgruss an Maria, die Mutter Jesu, übersetzte er: Gegrüsset seist du Holdselige! Aber schöner dünkte ihn noch: „Gott grüss dich, du liebe Maria. Denn so würde der Engel geredet haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüssen. Wer deutsch kann, der weiss wohl, welch ein herzlich-fein Wort das ist: die liebe Maria, der liebe Gott, — der liebe Mann, die liebe Frau. Und ich weiss nicht, ob man das Wort lieb auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderer Sprache reden mag, dass es also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.“

Aber freilich Luther ist mehr wie ein Entdecker dieses Volksgutes für unser Bewusstsein; er ist zugleich ein Neuschöpfer und Vermehrer dieses Gutes in unvergleichlicher Weise. Er erst hat das Gold der Sprache gereinigt von Schlacken und Staub; er erst hat den Rohstoff der damaligen deutschen Sprache in die Formen seines gewaltigen Sprachgenius gegossen; er hat aus den ungefügten Dialekten die einheitliche, für das Gesamtvolk gültige Schriftsprache geschaffen; und so hat er erst die deutsche Sprache in Wahrheit zu einem Nationalgut erhoben und damit dem deutschen Volke das festeste Einheitsband geschenkt, das dazu bestimmt war, einst die Nation zusammenzuhalten, als alle anderen Bande gerissen waren. Denn die Sprache

ist und bleibt für jede Nation das untrüglichste Kennzeichen ihrer Zusammengehörigkeit und ihres Umfanges. Damals — es war nach dem Jahre 1806 — klagte ein deutscher Dichter:

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer giesset,
Die ihr vordem ein Volk, ein grosses hiesset,
Was habt ihr denn, um noch zu heissen eines?
Was habt ihr denn noch Grosses allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammen schliesset?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen liesset,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.
Nur noch ein einziges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müsst ihr sie als euer Einziges lieben.
Sie ist noch eur, ihr selber seid verpachtet:
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Dass ihr noch klagen könnt, wie ihr verschmachtet!

Aber wie nach der Zeit Walthers, so kam auch nach Luthers Tode nochmals eine lange Periode tiefen Niedergangs des Deutschtums. Das deutsche Volk, zertreten durch den Würgertritt des 30jährigen Krieges, in Hunderte von Vaterländchen zerrissen, und beherrscht von einer Menge meist unwürdiger Fürsten, versank in einen Schlummer der Ohnmacht, in dem es von seiner früheren Grösse nicht einmal mehr zu träumen vermochte. Rettung und Heil kam ihm von dem aufstrebenden Staate Brandenburg-Preussen; und Friedrich der Grosse war es, der durch seine weltbezwingenden Thaten die deutsche Nation wieder erweckte zum Bewusstsein ihrer selbst, ihrer Kraft, ihrer Grösse. Und wieder waren es vornehmlich Dichter und Schriftsteller, welche der im Feuer des Kriegs und Siegs wieder erwärmten Vaterlandsliebe Stimme verliehen. Ich übergehe sie alle, um Halt zu machen bei dem unvergleichlich Gewaltigsten von ihnen, bei Klopstock. Dieser nächst Goethe ursprünglichste Genius unter den Grossen unserer zweiten Blüteperiode war durch und durch deutsch. Ihm war von der Herrlichkeit des deutschen Volkes eine so reiche und tiefe Anschauung aufgegangen, wie keinem Vorgänger und kaum einem Zeitgenossen. Getrieben von glühender patriotischer Begeisterung, sah er es als seinen Beruf an seinen Genius in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, Herold von seiner Grösse zu werden:

„Früh hab ich Dir mich geweiht“ ruft er dem Vaterlande zu. — „Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu siegen.“

Und was für ein Herold ist er geworden! Nicht bloss alle Töne patriotischen Stolzes, die vor ihm erklangen, hat er auf seinem Saitenspiele gesammelt, sondern er hat sie auch voller und reiner gestimmt, und nicht bloss dies: er hat auch eine Reihe neuer hinzugefügt.

Die alte Nationaltugend der deutschen Männer, die Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit hat keiner markiger besungen, als er. Freilich dem grössten Kriegshelden der Gegenwart, Friedrich dem Grossen, der deutsche Grossthaten verrichtete und dabei französische Verse schmiedete, hat

er blutenden Herzens seine Leier versagt, aber dafür hat er Hermann den Cherusker mit heisser Liebe ergriffen und durch seine machtvolle Poesie zum ewigen Vorbild deutscher Heldenhaftigkeit ausgeprägt. Klopstock erst hat den Cheruskerfürsten volkstümlich und unverlierbar für die dankbare Erinnerung des deutschen Volkes gemacht; auf ihn geht alle nachfolgende Hermannspoesie zurück; zu dem Hermannsdenkmal auf dem Teutoburger Walde hat in Wahrheit er den Grundstein gelegt. — Wenn ferner Walther von der Vogelweide die deutsche Frau in ihrer anmutig-reinen und treuen Weiblichkeit als Nationalgut entdeckt hat, so entdeckt Klopstock hinwiederum in der deutschen Frau die deutsche Patriotin. Neben den Helden Hermann stellt er als ebenbürtig die Heldin Thusnelda, die ihren aus der Varusschlacht als Sieger heimkehrenden Gatten jubelnd-stolz empfängt und erst in seinem nun erworbenen Vaterlandsruhm die Krönung ihres bräutlichen und ehlichen Glückes preist:

Hermann, Hermann, so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt.

Und ein deutsches Mädchen der Gegenwart lässt er singen:

Ich bin ein deutsches Mädchen,
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süssen Namen: Vaterland!
So schlägt mirs einst beim Namen
Des Jünglings nur, der stolz wie ich
Aufs Vaterland
Gut, edel ist, — ein Deutscher ist.

Das heisst wahrlich gross gedacht von der deutschen Frau und Jungfrau, dass sie ihre Liebe nur gegen Vaterlandsliebe eintauschen will. Und die deutsche Frau hat ihren grossen Dichter, indem er dies Ideal von ihr aufstellte, nicht Lügen gestraft. Die Königin Luise ist in gewissem Sinne eine Verkörperung desselben; und in den Freiheitskriegen ist manche Heldin unter den deutschen Frauen aufgestanden, die Hab und Gut, Gold- und Haarschmuck, Gatten und Sohn, ja selbst das eigene Leben auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hat. Wie notwendig es aber ist, dass die Vaterlandsliebe der deutschen Frau zur verständnisvoll-lebendigen Anteilnahme an den Geschicken des Vaterlandes sich steigere, hat noch in neuer Zeit kein Geringerer betont, als Fürst Bismarck.

Aber nicht blos die Kriegstüchtigkeit der Deutschen ist Gegenstand von Klopstocks Muse; noch höher stellt er ihre Befähigung für alle Werke des Friedens, vor allem des Geistes und der Kunst. Er hat zuerst mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass die Deutschen nicht blos ein Volk der Helden, sondern auch das Volk der Dichter und Denker seien. — Er, ein ähnlicher Sprachgewaltiger wie Luther, entwirft von der deutschen Sprache, dem Instrument alles Dichtens und Denkens prachtvoll, tiefgründige Charakteristiken. Er stellt sie stolz über alle Kultursprachen der Jetztzeit:

Dass keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ichs kurz mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage

Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren:
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

Er sieht also in ihr in ganz neuer und echt wissenschaftlicher Betrachtungsweise ein Abbild des deutschen Wesens selbst. Als unerreichte deutsche Geisteshelden preist er treffend genug Luther und Leibnitz.

Auch für die deutsche Dichtung tritt er mit der ganzen Macht seiner Muse ein. Während noch die meisten gleichzeitigen deutschen Poeten in fader Gegenseitigkeitsberäucherung das höchste Lob auszusprechen vermeinten, wenn sie sich untereinander als den deutschen Homer, als den deutschen Horaz und Vergil titulierten, geißelt Klopstock mit heiligem Zorn die leidige Nachahmungssucht der Deutschen auch in der Poesie:

Veracht ihn Leier,
Welcher den Genius in sich verkennt und
Zu jedem edlern Stolze unfähig
. noch immer nachahmt.

Für Nachahmung giebt er das Schlagwort: Wetteifer aus. Ihm erscheint die jedes fremden Einflusses bare Urdichtung der Vorfahren als Ideal. Kühn lässt er in einer prächtigen Ode die deutsche Muse mit der britischen in die Schranken treten, und nur der ewigen Poesie der Griechen erkennt er Ebenbürtigkeit zu. — Ist Klopstock auch in der Kenntnis von der Geschichte der deutschen Dichtung und in der Erkenntnis ihres Wesens — dem damaligen Wissensstand gemäss — nicht frei von schweren Irrtümern, so behält er doch das Verdienst, zuerst die deutsche Poesie in ihrer volkstümlichen Eigenart als Nationalgut auf den Schild gehoben zu haben.

So ist es ihm ein Greuel die Überhebung irgend eines Volkes über das seinige zu dulden. Während er die Ansprüche der Franzosen an der Spitze der Civilisation zu marschieren mit Verachtung straft, hält er mit den gefährlicheren Engländern, die damals in Deutschland viel galten, grimmige Abrechnung. In einem knapp-kräftigen Gedichte: „Wir und Sie“ betitelt, geht er alle Gebiete menschlichen Könnens durch und zeigt, dass überall die Deutschen den Engländern zum mindesten gewachsen oder überlegen sind. Ja selbst im Seekrieg will er zu einer Zeit, wo noch kein deutsches Kriegsschiff das Meer durchfurchte, von keiner englischen Überlegenheit wissen.

Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt,
Wir schlügen da, wie sie!

nämlich wenn wir nur Schiffe hätten. Heute, da wir mit Stolz auf unsere junge, aufstrebende Seemacht schauen, wollen wir diese Verheissung des Dichterpropheten fröhlich als ein gutes Wahrwort annehmen!

So hat Klopstock den Schatz der Nationalgüter für das Bewusstsein seines Volkes herrlich erweitert; aber noch fehlt die breite Grundlage, auf der sich als ihrem Mutterboden alle jene geistigen Vorzüge des Volkstums erst entwickeln können: es ist das deutsche Land selbst mit seinen Vorzügen und Schönheiten. Fehlte diese Seite in Klopstocks patriotischer Dichtung ganz, wir könnten ihn nicht unsern grössten Vaterlandssänger nennen, der er nach meinem

Urteile ist. Aber auch darin lässt er uns nicht im Stiche. Hatte Otfrid nur den Nutzen des deutschen Landes erwähnungswert gefunden, hatte Walther von der Vogelweide bei aller Freude über Frühlingswonne und Sommerpracht doch noch keinen Blick für die Landschaft im eigentlichen Sinne gehabt, so ist Klopstock der erste unter den grossen Dichtern, dem Auge und Sinn für die Schönheit des Vaterlandes in seiner Gestaltung, seinen Jahreszeiten und Naturerscheinungen aufgeht. Hervorragende Landschaften Deutschlands, wie die Rosstrappe, den Zürcher See wählt er zum Thema berühmter Gedichte, das erhabene Schauspiel des Rheinfalls weiss er mit kräftigen Strichen zu zeichnen; und wundervoll ist das Gemälde von der germanischen seedurchglänzten Waldlandschaft am Gestade der Ostsee, die er als ein Eden auf Erden feiert:

Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
Über Hügel und Thal lebende Schönheit goss,
Mit verweilendem Tritte,
Diese Thäler zu schmücken, still.
Sieh den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmerung birgt.
Sieh des schattenden Waldes Wipfel. Sie neigen sich . . .

Den taufrischen Duft des deutschen Maimorgens, die schauerliche, demütigende Pracht des Gewitters, wie es heraufzieht und herangenahmt mit lauter Woge den Wald durchströmt, bannt er mit derselben Meisterschaft in seine Verse, wie den süssen Zauber der mondbeglänzten Sommernacht. Und wiederum ist er der allererste, der den Naturwundern des deutschen Winters gerecht wird. Fasst sich Walthers von der Vogelweide Stimmung gegen den Winter in dem wehmütigen Grundtone zusammen: Uns hat der winter geschadet über al, und in dem unmutigen Wunsche: Möcht ich verläfen des winters zit, so blitzt und funkelt in Klopstocks männlichfrohen Winteroden der deutsche Winter in aller seiner Pracht und Farbenstimmung, so wie wir in Schleusingen ihn kennen; und die Lust des Eislaufs hat er erst dem deutschen Volk erschlossen.

Und schliesslich, was ein so geartetes Land mit solchem Wechsel der Jahreszeiten an edelsten Erzeugnissen trägt, begreift er ebenfalls als herrliche Nationalgüter und tief-sinnig-schön als Gleichnis des deutschen Volkes selbst. Die deutsche Eiche hat er zum Sinnbild deutscher Art erhoben, und der Rheinwein, dieser königlichste Ausbruch deutschen Bodens, ist ihm das Abbild des deutschen Charakters selbst. Indem er in seiner Prachtode: ‚der Rheinwein‘ die Seelen der Rose, des Weins und der flötenden Nachtigall anmutig und sinnig mit einander vergleicht, ruft er:

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste
Und bist es würdig, dass du des deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Tumellos, stark und von leichtem Schaum leer.

Wahrlich tiefer kann der Rheinwein nicht gefeiert werden. Alle Rheinpoesie der Folgezeit hat bei allem Reichtum ihrer Töne diesen ihren Ausgangspunkt nicht überbieten können.

Wem das Vaterland in solcher Grösse und Fülle aufgegangen ist, des Herz musste freilich so voll von bewundernder und jubelnder Vaterlandsliebe sein, dass er fast verzagen mochte,

ihr würdige Worte zu verleihen. Aus dieser Stimmung heraus begreifen wir so recht sein Vaterlandslied, die Krönung seiner Vaterlandspoesie, in dem er versucht, alle seine Gefühle auf einmal voll auszusprechen und doch schliesslich keinen schöneren Ausdruck findet, als das einfach-innige: ‚Ich liebe dich, mein Vaterland‘:

So schweigt der Jüngling lang,
 Dem wenige Lenze verwelkten,
 Und der dem silberhaarigen, thatenumgebenen Greise,
 Wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hinströmen will.
 Ungestüm fährt er auf um Mitternacht,
 Glühend ist seine Seele,
 Die Flügel der Morgenröte wehen, er eilt
 Zu dem Greis und saget es nicht.
 So schweig auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
 Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit.
 Die Flügel wehten, die Laute schimmerte
 Und begann von selber zu tönen; allein mir bebte die Hand.
 Ich halt es länger nicht aus! Ich muss die Laute nehmen,
 Fliegen den kühnen Flug,
 Reden, kann es nicht mehr verschweigen,
 Was in der Seele mir glüht!
 O schone mein! Dir ist das Haupt umkränzt
 Mit tausendjährigem Ruhm, du hebst den Tritt der Unsterblichen
 Und gehest hoch vor vielen Landen her!
 O schone mein! Ich liebe dich, mein Vaterland!

In dieser schlichten Liebeserklärung hat die deutsche Vaterlandsliebe des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht. Neben Klopstock als Herold nationaler Grösse verschwinden alle Kleinen und Grossen jener Zeit, auch Goethe und Schiller. Wohl hatte Goethe in den herrlich-deutschen Anfängen seiner Jünglingspoesie dem deutschen Volke auch einen seiner Nationalschätze neu entdeckt und verkündet, nämlich die Grösse und Schönheit seiner gotischen Baukunst, die ihn das Strassburger Münster gelehrt hatte; wohl hatte er selbst in seinem Götze von Berlichingen seinem deutschen Volke einen unvergänglichen deutschen Dom errichtet; wohl hatte auch Schiller in zweien seiner Dramen die Bedeutung eines Vaterlandes für den Menschen so gewaltig gepredigt, wie kaum ein zweiter. Aber für das deutsche Vaterland hatten auf der Höhe ihres Schaffens beide Dichterheroen in ihrer Richtung auf das Weltbürgertum wenig übrig. Und doch, haben sie auch die Nationalgüter unseres Volkes nicht besungen, so sind sie doch durch sich selbst Nationalgüter geworden. Und des können wir froh sein.

Nun bleibt noch das 19. Jahrhundert, das eigentliche Jahrhundert des deutschen Vaterlandsgesanges. Aber fürchten Sie, nicht, verehrte Hörer, dass ich noch tief in seinen Dichterwald hinein Sie willig oder widerwillig führen werde. Wie könnte ich in wenigen Minuten den herrlichen Dichtern der Freiheitskriege, einem Arndt, Körner, Schenkendorff, und später den Herolden des neuen deutschen Reiches, einem Geibel, Wilhelm Jordan u. a. gerecht werden? Aber ich entschlage mich dieser Aufgabe auch mit leichterem Herzen als alle diese hinreissende und

wundervolle Dichtung, theoretisch betrachtet nach der Vielseitigkeit der Vaterlandsgüter, die sie besingt, nicht viel über Klopstock hinaus gekommen ist. Die mächtigen Goldbarren der Klopstockschen Vaterlandsgedanken erscheinen bei ihnen in volkstümlicher gangbarer Münze ausgeprägt, um so freilich auf das deutsche Volk viel unmittelbarer und tiefer zu wirken.

Und doch, wenn unsere Vaterlandsliebe nicht gerade umfangreicher, vielseitiger und wärmer geworden ist, als die Klopstocks, so ist sie doch an Inhaltsreichtum und wirklichkeitsfroher Gesundheit unendlich gewachsen. Als Klopstock das Vaterland besang, bestand kaum ein deutsches Vaterland; als er den 1000jährigen Ruhm desselben pries, war dieser Ruhm — abgesehen von den frischen Thaten des Preussenkönigs — verblichen. Klopstock musste seine Vaterlandsliebe hauptsächlich an der Vergangenheit nähren. Inzwischen ist noch ein Jahrhundert vaterländischer Geschichte hinzu gekommen: Und was für eins! Es hat uns die glorreiche Zeit der Freiheitskriege gebracht und die grosse That der Wiedererrichtung des deutschen Reiches! Seine alten Tugenden der Tapferkeit und Kriegsgewalt hat das deutsche Volk von neuem überaus herrlich bewähren können, und der Heldenreihe grosser Männer, die mit Hermann dem Cherusker beginnt, haben sich leuchtende Gestalten angeschlossen, von Scharnhorst und Blücher bis Moltke, von Stein bis Bismarck und Kaiser Wilhelm I. — Auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft welche Vermehrung unseres Nationalschatzes! Welche Grossthaten des deutschen Genius schliessen die Namen in sich eines Goethe und Schiller, eines Jacob Grimm und Alexander von Humboldt, eines Ranke und Treitschke, eines Mozart und Beethoven, eines Rauch und Schinkel, eines Menzel und Boecklin! Und schliesslich auch unser Sinn für den mütterlichen Boden des deutschen Landes selbst in seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit, in seiner Gesundheit und seinem Segen für Geist und Gemüt hat sich vertieft und verbreitert. Wahrlich wir, die lachenden Erben einer grossen Vergangenheit, die frohen Teilhaber an einer grossen nationalen Gegenwart, wir haben es leicht, unser Vaterland zu lieben; und Schande über die, die es trotzdem nicht thun! Aber selbst bei den Sozialdemokraten, deren kurzsichtige und verbissene Führer die Vaterlandsliebe mit Keulen totzuschlagen versucht haben, erhebt sich jetzt die unsterbliche Macht des Nationalgeföhles in frischer Kraft, und es beginnt ihnen zu tagen, in welcher ungeheurer Thorheit sie sich selbst den Boden abgegraben haben, in dem doch alle starken Wurzeln der Kraft für jeden Menschen versenkt liegen.

So wollen wir uns denn zum Schluss einmal klar machen, welche nationalen Elemente unsere heutige Vaterlandsliebe in sich schliesst: Wir lieben vorerst an Deutschland seinen körper- und geiststählenden und gemüteriquickenden Wechsel der Jahreszeiten: wir lieben seinen Frühling, wie er verschämt und zögernd ins Land zieht wie ein blauäugiges Mägdlein mit dem Veilchenkranz in den blonden Locken, und wenn er da ist im Buchengrün und Vogelgetön und Himmelsblau, unser Herz mit Wonne füllt; wir lieben seinen Sommer, der Hitze und Kühlung zugleich beut, wir lieben seinen Herbst mit seinen klaren Sonnentagen und seiner Fruchtfülle im bunten Blätterkleide; wir lieben — und nicht zuletzt — seinen deutschen Winter, der uns den Christbaum ansteckt, der des Eislaufs holde Freuden uns schenkt, der mit Schnee und Eis und Rauhreif Flur und Wald zu einem Feenheim umwandelt. Wir lieben das deutsche Land an sich mit seiner reichen Abwechselung von Gebirgen und Ebenen, von Berg und Thal, von Seen und Flüssen. Wir lieben das, was Deutschland hervorbringt und trägt als seine Kinder: den deutschen Wald in der ernsten Farbe seiner Tannen, im lichten Grün seiner Buchen, das deutsche Korn, den deutschen Wein; wir lieben das muntere Lied

seiner gefiederten Sänger, die meist nur hier ihre Weisen ertönen lassen. Und wir lieben das deutsche Volk mit seiner klugen arbeitsamen und geschickten Bürgerschaft, mit seinem ruhmvollen Heere, seiner aufblühenden Flotte, in der Gediegenheit seiner geistigen und künstlerischen Gaben, in der Treue seines Charakters, in der Zartheit seines Gemütes; wir lieben die Männlichkeit seiner Männer, wir lieben die glückspendende Huld und Tüchtigkeit der deutschen Frau; und als das herrlichste Erzeugnis Deutschlands, als das kostbarste seiner Nationalgüter: wir lieben seine grossen Männer. Und da kann ich es mir nicht versagen auf die beiden Männer geführten und dankbaren Herzens hinzuweisen, in denen das deutsche Wesen in unserer Zeit seine höchste Form gefunden: Es sind der alte Kaiser Wilhelm I. und sein grosser Reichskanzler Bismarck, der eine die Verkörperung des treuen deutschen Gewissens, der andere der gigantische Ausdruck deutscher Willensstärke. Und ich sage es kühn heraus: diese beiden Deutschen, von denen der eine schon im Grabe schlummert, der andere vom Alter gebeugt im deutschen Sachsenwalde von der Thaten Arbeit ausruht, sind in höherem Maasse Mehrer des deutschen Vaterlandes geworden durch ihre Person als durch ihre Erfolge. Elsass-Lothringen kann im Wandel der Zeiten uns wieder entrissen werden, aber das Bild und Vorbild dieses, in einziger Freundschaft mit einander verbundenen Heldenpaares ist ein Nationalschatz, der dem deutschen Volke ewig gewiss ist. Und wie all diese Mannigfaltigkeit der Nationalgüter eine innere Einheit bildet durch Verwandtschaft und Übereinstimmung des Wesens, so lieben wir zuletzt, aber nicht zuletzt die machtvolle Einheit unseres Vaterlandes, durch die allein die unverkümmerte Entfaltung und Verwertung aller unserer Vaterlandskräfte und Gaben uns verbürgt wird. Für sie unser Leben einzusetzen, sind wir alle gern bereit.

Halten wir dies reiche Bild von Deutschlands Nationalgütern immer lebendig vor unserer Seele, so wird unsere Vaterlandsliebe immer kräftig und gesund sein. Aber nicht nur lieben sollen wir das Vaterland, sondern auch wir sollen es mehren, indem wir, jeder auf seinem Posten, die ererbten Tugenden des Volkes als seine würdigen Söhne und Töchter bewahren: Treue und Pflichtgefühl, Fleiss und Ausdauer, Mut und Zartsinn.

Für ihn aber, unsern erlauchten Kaiser, dessen hohes und starkes Vaterlandsgefühl allen seinen Reden und Handlungen den schönen Stempel verleiht, wollen wir zu Gott im Himmel als Geburtstagsgeschenk erflehen, dass ihm, dem Vertreter des Vaterlandes, gegönnt sei, gemäss seiner hohen Aufgabe Mehrer des Vaterlandes zu sein durch echte Deutschheit des Wollens, Wirkens und Vollbringens.

Das walte Gott!

